

Man soll uns nicht mit Wühlmäusen vergleichen

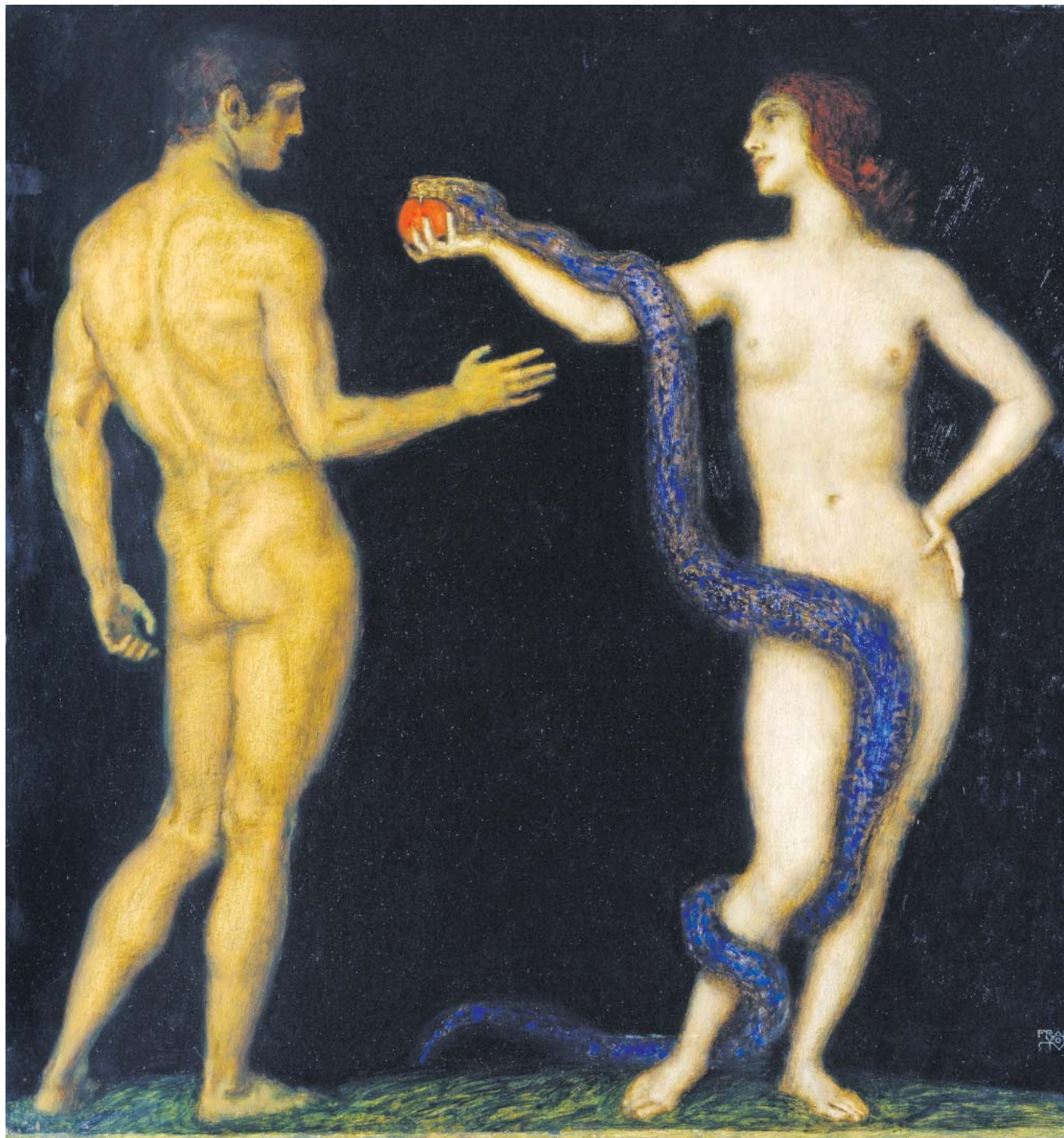
Paarungsverhalten und Fortpflanzung: Der Evolutionsbiologe Axel Meyer versucht zu erklären, warum Frauen anders als Männer sind. Wie ein Wissenschaftler verhält er sich dabei nicht durchgehend.

Axel Meyer, international anerkannter Evolutionsbiologe an der Universität Konstanz, möchte in seinem Buch auf naturwissenschaftlicher Grundlage zeigen, was Männer und Frauen so alles voneinander unterscheidet. Er beginnt dabei ganz sachlich. Ein großer Teil des Buches widmet sich Grundlagen der Evolutionsbiologie, der sexuellen Auslese, klassischen Genetik und Genomik. Alles in allem ist die Darstellung leicht nachvollziehbar und oft informativ, mit extremen Urteilen hält sich der Autor zurück. Und doch spiegelt das Buch eine Klarheit und Eindeutigkeit vor, die sich dem Umstand verdankt, dass abweichende Erkenntnisse oder Deutungen in ihm nicht vorkommen.

Das gilt für naturwissenschaftliche Argumente und erst recht für die oft völlig ignorierten Erkenntnisse aus anderen Disziplinen. Meyer sieht sich selbst mit Blick auf Geschlechterdebatten als Anwalt der naturwissenschaftlichen Vernunft. An vielen für seine Argumentation entscheidenden Stellen wird man ihm das aber nicht so einfach durchgehen lassen wollen.

In der Evolutionsbiologie spielt das an Fruchtfliegen entdeckte „Bateman-Prinzip“ für das Verständnis der Geschlechterrollen eine prominente Rolle: Es besagt, dass der Fortpflanzungserfolg von Männchen variabler als der von Weibchen ist, da sie eine variablere Zahl von Sexualpartnern haben – viele Männchen kommen nie zum Zuge, während andere viele Sexualpartner haben. Folglich ist der Fortpflanzungserfolg von Männchen stärker von der Zahl der Partner abhängig als bei Weibchen. Die Ursache für diesen Sachverhalt ist, dass Weibchen meist mehr Zeit und Energie in ihren Nachwuchs investieren als Männchen und daher eine begrenzte Ressource sind, um die Männchen konkurrieren.

Das klingt alles einleuchtend und wird gern als Erklärung für aggressives, kompetitives Verhalten von Männern und wählerisches, zurückhaltendes Agieren von Frauen herangezogen. Die Realität ist allerdings schon bei Tieren, erst recht aber bei Menschen weitaus vielschichtiger. Zwar gibt es nur wenige Daten, die einen Vergleich verschiedener Kulturen ermöglichen, aber vieles deutet darauf hin, dass in manchen von ihnen der Fortpflanzungserfolg von Männern weitaus variabler ist als in anderen, weshalb sich auch das Potential für unterschiedliche sexuelle Auslese bei Männern und Frauen deutlich unterscheidet und Faktoren wie das numerische Ge-



Die dunkle Seite der Paarbeziehung auf Leinwand gebannt: So sah Franz von Suck Adam und Eva (1920/28). Foto Städel Museum / Artothek

schlechtsverhältnis oder die Populationsdichte wichtige Rollen spielen. Das Bateman-Prinzip allein eignet sich nicht, universelle Geschlechterrollen bei Menschen – Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus – abzuleiten.

Mehrere Seiten widmet Meyer der Monogamie und Polygamie bei Prärie-Wühlmäusen. Bloß erschließt sich nicht, warum er das eigentlich tut. Vielleicht, um zu zeigen, dass es eine hormonelle Ursache für unterschiedliche Paarungsmuster bei nahverwandten Arten gibt. Aber was hat das mit Menschen zu tun? Nichts – bei Kleinsäugetieren wie den Nagetieren ist Sozial- und Paarungsverhalten tatsächlich stark olfaktorisch und hormonell gesteuert. Bei Primaten spielen aber andere Mechanismen die entscheidende Rolle. Paarungsverhalten dient bei Primaten auch anderen sozialen Zwecken als Paarung und Fortpflanzung, und dies hat zur Abkopplung von hormonellen Mechanismen geführt.

Erst im vierzehnten Kapitel kommt Meyer zu dem Thema, dessen Behandlung viele Leser wohl schon gleich zu Beginn erwarteten: wie unterschiedlich Mann und Frau nun „wirklich“ sind. Aber er referiert dort nur längst bekannte Ergebnisse, ohne auch nur mit einem Wort auf die methodologischen Probleme hinzuweisen, die mit ihrer Gewinnung verknüpft sind. Frauen sind also empathischer als Männer, dafür Männer besser als Frauen in Mathematik. Allerdings zeigen Experimente, dass solche erhobenen Unterschiede verschwinden, wenn die Testpersonen nicht darüber informiert werden, welche Eigenschaften im Experiment geprüft werden. Man kann auch diese Experimente einer Kritik unterziehen, aber erwähnen muss man sie schon. Wo nicht, entsteht der Eindruck, dass vorgefasste Feststellungen den Ausschlag geben, nicht wissenschaftliche Einsichten.

Meyer führt im selben Kapitel auch die beiden amerikanischen Wissenschaftler

Stephen Ceci und Wendy Williams als Kronzeugen für seine Behauptung an, die ungleiche Repräsentation von Frauen und Männern in mathematischen, naturwissenschaftlichen und technischen Fächern lasse sich durch Quoten nicht ändern – Frauen entschieden sich eben dafür, Familie und Kind einer Karriere vorzuziehen. Kein Wink wird aber dem Leser gegeben, dass die Arbeiten der beiden Forscher methodologisch wie statistisch äußerst umstritten sind und eine Außenseiterposition darstellen.

In den letzten Kapiteln wird Meyer dann deutlich polemischer, und es häufen sich halbargere und verzerrende Attacken auf fast alles, was „gender“ im Namen führt. Ein sorgfältiger Autor sollte nicht einfach die immer wieder kolportierte Zahl von zweihundert Gender-Professuren in Deutschland wiederholen. Professuren mit einer Aufgabenbestimmung für Geschlechterforschung sind meist mit einer anderen Fachdisziplin

verbunden – es sind zuallererst Professuren für Medizin, Biologie, Soziologie und so fort. Vollprofessuren für Geschlechterforschung gibt es tatsächlich nur wenige. „Gender mainstreaming“ ist ein anderes Stichwort, das der Autor zu polemischen Zwecken verwendet. Dabei handelt es sich um das Prinzip, die unterschiedlichen Lebenssituationen und Interessen von Frauen und Männern – tatsächlich von beiden Geschlechtern – bei allen Entscheidungen auf allen gesellschaftlichen Ebenen zu berücksichtigen. Auch der Versuch, mehr Frauen zur Teilnahme an klinischen Versuchen zu neuen Medikamenten zu bringen, ist nichts anderes als Gender mainstreaming.

Ein weiterer Gegner von Meyer ist der „Kulturalismus“, vulgo kultureller Relativismus. Wer aber die Existenz in der Evolution fundierter menschlicher Universa-

Neu im F.A.Z.-Lesesaal

Truman Capote: „Wo die Welt anfängt“

Der Lesesaal ist unser multimediales Internet-Forum, auf dem sich Leser untereinander sowie mit Autoren und Redakteuren über Bücher austauschen können. Sie finden es unter der Adresse www.faz.net/lesesaal.

liens behauptet, sollte auch den Einfluss kultureller Hegemonie auf kulturelle Diversität thematisieren, wie er sich in Zeiten der Globalisierung einstellt. Beispiele dafür gibt es zuhauf. Anthropologen haben anhand von Schönheitswettbewerben gezeigt, wie lokale Ideale von Attraktivität verdrängt werden. Auf Fidschi ist traditionell jeder Körper der Pflege und Sorge mehrerer Personen unterstellt, und ein wohlgenährter, robuster Körper galt als ideal und schön. „Dünn werden“ wurde in diesem Kontext als eine Krankheit begriffen.

Achtzehn Monate nachdem Fernsehen mit westlichen Programmen verfügbar wurde, konnten Anthropologen einen signifikanten Anstieg von Versuchen feststellen abzunehmen – nicht weil dünn sein als schön galt, sondern weil ein solches Aussehen als Mittel zum Erreichen von Wohlstand betrachtet wurde. Anstatt solche und zahlreiche ähnliche Erkenntnisse zu diskutieren und vielleicht zu widerlegen, werden sie einfach ignoriert oder als antiwissenschaftlicher Hokusfokus mit Anthroposophie und Homöopathie in einen Topf geworfen.

Wer sich als Wissenschaftler des Thomas Geschlechterdifferenzen annimmt, darf kann sich nicht auf sein Gebiet zurückziehen, sondern muss andere Zugänge berücksichtigen. Biologie kann möglicherweise gewisse Grenzen menschlicher Verhaltensvielfalt erkennen lassen, aber biologische Erkenntnisse lassen auch Zweifel zu, dass diese Grenzen für immer unverrückbar sind. THOMAS WEBER



Axel Meyer: „Adams Apfel und Evas Erbe“. Wie die Gene unser Leben bestimmen und warum Frauen anders sind als Männer. C. Bertelsmann Verlag, München 2015, 410 S., geb., 19,99 €.



Was tun?

Wer ein Herbstwochenende am liebsten damit verbringt, zu Hause zu bleiben und zu lesen, kann das natürlich tun. Wer aber die Lektüre mit einem Ausflug verbinden möchte, dem sei Folgendes geraten: erst ein Kapitel aus „Ungläubiges Staunen“ von Navid Kermani lesen – und dann ins nächste Museum gehen. Es stimmt, die meisten Gemälde und Skulpturen, die der diesjährige Friedenspreisträger in seinem neuesten Buch über die darstellende Kunst des Christentums behandelt, stammen aus Museen, die in weiter Entfernung liegen – in Florenz, Rom oder Madrid. Der Reiz von Kermanis Buch besteht aber gerade darin, dass er anhand der Werke Phänomene beschreibt, die auf viele weitere zutreffen. Ein Beispiel: Im Kapitel „Sendung“ schreibt er über Veroneses „Hochzeit zu Kana“, ein Bild, das im sechzehnten Jahrhundert gemalt wurde, heute im Louvre hängt und im Original fast zehn Meter in der Breite misst. Die Geschichte ist bekannt. Jesus verwandelt Wasser in Wein, es ereignet sich also ein Wunder, an dem Veroneses eine Hochzeitsgesellschaft von fast einhundertdreißig Personen teilhaben lässt. Wer aber hat schon einen Veroneses in der Stadt? Die wenigsten. Kermani aber preist nicht nur den Einfallsreichtum von Veroneses, sondern wundert sich vor allem über ein Detail des Bildes. Die Tatsache nämlich, dass Jesus, ein erwachsener Mann, in Begleitung seiner Mutter auftaucht. „Wer bringt denn auch seine Mutter mit zu einer Hochzeit!“, schreibt Kermani. „Ein junger, gutgewachsener Mann wie Jesus kommt mit einem Mädchen oder, wenn er kein Mädchen hat, kommt er, um eines kennenzulernen.“ Und weiter: „Das wäre in meiner Zeit das Sonderbare, das absolut Fremde und Aussondernde gewesen: dass er stets die Mutter bei sich hatte – Sponsa Christi wird sie auch noch genannt, Braut Christi – die Mutter!“ Kermanis Staunen gilt also nicht nur Veroneses Bild. Fast jedes Bild, das diese Begebenheit schildert, lässt Maria und Jesus gemeinsam auftauchen, so ist es auch in der Bibel beschrieben. Was sich die Künstler allerdings selbst ausgedacht haben, ist das Maria fast immer das gleiche Alter wie ihr Sohn zu haben scheint. Und darum kann, wer Kermani liest, in jede der zahlreichen Altmeistersammlungen unserer Museen gehen, um über die Merkwürdigkeiten dieser Gemälde zu staunen. JULIA VOSS

In den Rhein gegangen

Ein deutsches Leben: Billy Hutter trifft die Otto-Normal-Analyse „Karlheinz“

Nur Prominente leben in der Gewissheit, dass ihre Spuren nicht einfach verwehen. Wir anderen können uns allenfalls mit der Totalüberwachung trösten. Aber Google, Facebook oder die NSA sind bekanntlich das Gegenteil eines freundlichen Biographen, der unser Leben aus all den gehorteten Zeugnissen, Briefen, Mails und Akten verständnisvoll rekonstruiert. Vielleicht ist die eine oder andere Kartonbeschriftung sogar heimlich für diesen Privathistoriker gedacht, der nach Lage der Dinge nie auftauchen wird. All der Befang unserer Suche nach dem Glück wird einfach übrig bleiben: wenn nicht von Nachfahren bei Ebay verramscht, der Entsorgung zugeführt vom Entrümpeler.

Doch wie wäre es, wenn dieser Entrümpeler plötzlich zögerte? Wenn er all die Tagebücher und Fotoalben nicht zur Müllverbrennungsanlage brächte, sondern ein „Archiv“ einrichtete und sich einen Reim auf uns machte? Das ist unwahrscheinlich, aber geschehen: Der Künstler Billy Hutter, der von Haushaltsauflösungen und Möbelaufbereitung lebt, hat sich vor Jahren den zur Makulatur vorgesehene Nachlass eines im Rhein ertrunkenen Mannes aus Ludwigshafen geschnappt und seither so sorgfältig wie amüsant ein beschädigtes Leben restauriert. Und weil ein Leben nicht gelöst von der Gesellschaft stattfindet, selbst wenn es sich um einen so eigensinnigen Kauz wie Karlheinz handelt (allein bergeweise Sauerkraut im Schrank), ist das Buch, das dieses große Kunstprojekt abschließt, ein Tauchgang in die bundesrepublikanische Geschichte geworden.

Freitauchen am Seil ließe sich auch das stilistische Vorgehen des Autors nennen, der sich in der Haupterzählung vom fast lakonisch nüchternen Stil der Notate seines unscheinbaren – und eben deshalb so universellen – Helden inspi-



Was bleibt? Billy Hutter hat ein beschädigtes Leben restauriert. Foto Tobias Koeck

riert zeigt, aber daneben gerne warmherzig über das eigene Leben, über Stile und Moden sowie über die gemeinsame, oft als Industrievorort von Mannheim diskreditierte Heimatstadt plaudert. Wie sonst vielleicht nur noch Wolfsburg bietet sich das um die Badische Anilin- und Sodafabrik herum gewachsene Ludwigshafen an, um die eigenwillige industriekulturelle Prägung der deutschen Gesellschaft im zwanzigsten Jahrhundert nachzuzeichnen. Natürlich spart Hutter nicht das vorübergehende Aufgehen der BASF in der I.G. Farben aus; prompt lassen sich Linien bis nach Auschwitz ziehen. Und schließlich wuchs in Ludwigshafen auch noch, „von mir im weiteren Verlauf als der große, später auch der dicke Nachbarsjunge bezeichnet“, der mit Karlheinz nahezu gleichaltrige Helmut Kohl auf.

Karlheinz kommt vom Weg ab. Lange eifert er dem Vater nach, einem Chemi-

ker bei der BASF, gibt die Promotion jedoch nach einem psychischen Zusammenbruch auf. Stattdessen häufen sich kleine Betrügereien. Der Protagonist ist kein Held, sein Liebesleben beschränkt sich auf gelegentliche Prostituiertenbesuche und das Betrachten der in einer Tüte vom Fleischer-Fachverband aufbewahrten Pornohefte. Er überlebt die eigenen Eltern, bleibt allein in der Wohnung, hält es eines Tages nicht mehr aus. Indem er das Material sprechen lässt, gelingt es Hutter, die triste Biographie so aufzubereiten, dass sie Anschluss bietet für nahezu alle Leser, die bis zum Ende der Ära Kohl aufgewachsen sind: sei es die Opel-Leidenschaft der Familie Naksch, sei es die einst beliebte Kurzwellen-Bestrahlung bei allen Wehwechen.

Der Erzähler gibt vor, Karlheinz endlich von den eigenen Schultern abladen zu wollen. Und er bemängelt nicht, dass es an der Objektivität in diesem Falle hapern muss. „Dinge, die reden, sagen natürlich nicht immer die Wahrheit.“ Noch weitere Gründe gibt es für die Genrebezeichnung „Roman“, darunter den Erzählbogen: Am Ende wird der rumorende Geist des mutmaßlichen Selbstmörders den Limbus – das „Archiv“ beziehungsweise Museumszimmer – verlassen („die Entrümpelung einer Entrümpelung“), eine riskante, aber glückliche Befreiung einer Seele, die schon auf dem Weg in die Hölle des Vergessens wendens war. OLIVER JUNGEN



Billy Hutter: „Karlheinz“. Roman.

Metrolit Verlag, Berlin 2015, 224 S., geb., 25,- €.

Huckkukuk und Pücklerino

Günter de Bruyn erzählt von der letzten Liebe des Staatskanzlers Hardenberg

Was ist ein Roman? Eine lange Erzählung in Prosa, die sich, auch wo sie sich am Faktischen orientiert, im Fiktionalen erfüllt. Das kann man Günter de Bruyns schmalen Buch, in dem eine Episode aus der Geschichte Preußens „so wahrheitsgetreu wie möglich den spärlichen Überlieferungen nacherzählt wird“, wie der Autor selbst sich ausdrückt, nicht nachsagen. Aber ein Roman steckt dennoch in diesem Buch, ein historischer Liebesroman voller Skandale, Dramen und Intrigen, all dem, was zu dem Genre dazugehört. Nur dass er nicht herauskommt, nicht herauskommen soll.

Günter de Bruyn hat sich diesen Roman versagt, aus wohlwogener Abneigung dagegen, seiner Phantasie auf dem schlüpfrigen Boden, auf dem die Geschichte spielt, die Zügel schieben zu lassen. Und doch meint man beim Lesen bisweilen zu spüren, wie es ihn in den Fingern geuckt hat, diesen Stoff in die Fiktion überfließen zu lassen. Dass er der Versuchung nicht erliegen ist, gibt seiner „Sonnambulen“ ihre besondere Form, ihre asketische Prägnanz. Aber es ist auch ein Verlust, den man immer deutlicher spürt, je näher das Buch seinem Ende kommt, der Auflösung der Fäden, die der historische Zufall so elegant und beziehungsreich geknüpft hat.

„Die Sonnambule“, die Hauptfigur des Buches, ist Friederike Hähnel, die letzte Liebe des Staatskanzlers Karl August von Hardenberg, dem die Welt die preußischen Reformen und Schinkels klassizistisches Schloss in Neuhardenberg verdankt. Der Kanzler lernt die junge Frau im Jahr 1816 in einem „magnetischen Salon“ kennen, in den ihn sein Leibarzt David Koreff geführt hat, um ihn von der Wirksamkeit der neuartigen Heilmethode des Mesmerismus zu überzeugen. Dieser damals von vielen Intellektuellen bewunderte Hokusfokus, bei dem die Patienten durch Handauflegen und allerlei phantastische Apparaturen in Trancezustände versetzt wurden, funktionierte besonders bei weiblichen Versuchs-

kandidaten, die im „magnetischen Schlaf“ Visionen und Prophezeiungen von sich gaben. Eine von ihnen ist die vierundzwanzigjährige Friederike, deren von Zeitgenossen beschriebene „frische Üppigkeit des Lebens“ den alten, schon zweimal geschiedenen Hardenberg derart beeindruckt, dass er sie als Gesellschafterin seiner dritten Frau Charlotte in sein Haus aufnimmt und zur Tarnung mit einem Baron Kimsky verheiratet. Sechs Jahre später stirbt er auf einer Italien-Reise in ihren Armen.

Über diese Affäre, die Weltgeschichte hätte schreiben können, wenn der Staatskanzler in jenen Jahren nicht schrittweise aus der Gunst seines Königs verdrängt und zuletzt gänzlich entmachtet worden wäre, gibt es kaum verlässliche Quellen; die zuverlässigste, die Korrespondenz zwischen Hardenberg und Hähnel, hat die Geliebte nach dem Tod ihres Mentors anscheinend verbrannt. Was aber vorhanden ist, hat de Bruyn mit der ihm eigenen Gründlichkeit gesichtet: „Reminiszenzen“ eines Arztes aus Hähnel's Geburtsstadt Neubrandenburg, Erinnerungsblätter der gleichfalls dort geborenen, heute vergessenen Populärschriftstellerin Luise Mühlbach, Italien-Skizzen ihres Mannes, des Publizisten Theodor Mundt, der die „üppi-ge Mecklenburgerin“ an ihrem Lebensabend in Rom traf. Schließlich, neben den Mitteilungen Hardenbergs an seine betrogene und alsbald verstorbene Ehefrau, die Briefe, die sein Schwiegersohn, der als Parkschöpfer und Speiseeis-Namensgeber bekannte Fürst Hermann von Pückler-Muskau, zu Lebzeiten des Kanzlers mit dessen Bettschatz wechselte.

Unter diesen Stimmen ist die Pücklers die interessanteste, weil sie anders als alle anderen eine Entwicklung durchmacht. Zuerst biedert sich der Fürst bei der Mätresse seines Schwiegervaters, die er zärtlich „Huckkukuk“ nennt (sie antwortet mit „edler Pückler-Pücklerino“), mit allen Mitteln an. Dann aber, auf einer Bäderkur in Pyrmont, bei der „die Kimsky“ ihre privile-

gierte Stellung allzu unverblümt genießt, hat er plötzlich genug von ihr. Zuletzt ist sie für ihn nur noch „der feindliche Dämon“, dessen Launen den armen Staatskanzler in den Tod treiben. Allerdings hat Pückler inzwischen den Fürstentitel in der Tasche, den er mit Hardenbergs Protektion vom preußischen König erbeten hat. Auch bei ihm ist also Kalkül im Spiel, wie bei allen Beteiligten außer dem Kanzler selbst, der bis an sein Sterbebett auf die „nachtheilige körperliche Reizung“ durch seine Geliebte einfach nicht verzichten will.

Man sieht den Autor schmunzeln bei solchen Zitaten, und man schmunzelt mit ihm. Aber viel mehr als solche milden Vergnügungen hat „Die Sonnambule“ leider nicht zu bieten. Seit langem, spätestens seit seiner 2001 erschienene Monographie über die Königin Luise, schreibt Günter de Bruyn an einer Geschichte der preußischen Umbruchszeit am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Mit den beiden Erzählbänden „Als Poesie gut“ und „Die Zeit der schweren Not“ hat er dieses Vorhaben in große Literatur verwandelt. Das Buchlein über die letzte Liebe des alten Staatskanzlers ist dagegen mehr eine Fußnote als eine Fortsetzung. Das Netz historischer Verweise, das bei de Bruyn sonst so dicht geknüpft ist, wirkt hier lose und löchrig, und von der Sympathie, mit der er jedes Mal auf seine Figuren schaut, ist beim Blick auf Hardenberg und seine Entourage wenig zu spüren. Vielleicht wollte der Autor auch einfach nicht mehr Aufhebens um die Affäre machen. Erzählen aber musste er sie doch. ANDREAS KILB



Günter de Bruyn: „Die Sonnambule oder Des Staatskanzlers Tod“.

S. Fischer Verlag, Frankfurt, 2015, 152 S., geb., 17,99 €.